

anderes Werkzeug, mit dem sie vorsichtig Korrekturen vornahm oder die am Tag beschriebenen Blätter auseinanderschneidete, um einzelne Absätze und Sätze zu streichen oder in eine andere Reihenfolge zu bringen. In nicht wenigen Fällen hatte sie so, in den absonderlichsten Positionen auf dem Boden zwischen Papierbergen hockend, angefangen zu lesen; so traf ich sie dann an, tief versunken in ein Buch, nicht selten noch immer mit dem Stift zwischen den Zähnen oder dem Tipp-Ex in der Hand.

Wenn die Erwachsenen politische Diskussionen führten, verstand ich manchmal einen Teil, weil meine Mutter Geschichten von Figuren aus Romanen und Dramen erzählte, um ihre Ansichten zu verdeutlichen. Entsprechend verlief auch unser erstes Gespräch über den Mauerfall zu Hause. Die Papierschnipsel auf dem Boden waren Teil ihrer Dissertation über die Rolle des Königs im modernen Drama. *Der König stirbt* heißt sie, benannt nach dem gleichnamigen Text des Dramatikers Eugène Ionesco.

»Worum geht es da?«, fragte ich eines Abends. Mit Königen kannte ich mich aus.

»Der König stirbt«, sagte meine Mutter, »aber er will es nicht wahrhaben. Und nicht nur der König stirbt, sein Königreich stirbt sozusagen mit ihm, und das will er auch nicht wahrhaben. Er tut so, als sei alles wie immer.«

»Warum macht er das?«

»Tja«, sagte meine Mutter, »das fragt man sich.«

»Ist es traurig, dass er stirbt?«

»So etwas ist immer auch traurig«, sagte meine Mutter, »vor allem aber ist es absurd.«

Ich sehe mich auf der Türschwelle zu ihrem Zimmer stehen, sie sitzt am Schreibtisch, zwischen uns auf dem Boden liegen noch die zerschnittenen Texte und Geschichten in der Anordnung des Tages.

»Was heißt das mit der Mauer?«, fragte ich.

Sie sah mich lange und ernst an, dann antwortete sie: »Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was die Deutschen damit machen.«

Die Realität ähnelte ein bisschen den auseinandergeschnittenen Papieren, bloß besaß ich im Gegensatz zu meiner Mutter nicht die Fähigkeit, die einzelnen Abschnitte zusammenzufügen. Die Gespräche über den Mauerfall klangen zu Hause ganz anders als jene, die ich in meiner Umgebung aufschnappte. Ninas Mutter erklärte, wie schön nun alles für die Bürger:innen der DDR sei: Kinobesuche zum Beispiel oder durch die Innenstadt bummeln. Meine Mutter wurde ganz rot von der Anstrengung, nicht zu lachen. »Du meinst, weil in der DDR niemand ins Kino gehen kann?«, fragte sie spöttisch.

Alle vergaßen ständig, dass Bettina aus der DDR kam. Wenn es den Erwachsenen doch einfiel, sagten sie anerkennende Dinge wie, Bettina sehe noch nicht einmal aus, als käme sie aus dem Osten (damit war ihr Kleidungsstil gemeint). Die Literatur, die es aus Sicht der Bremer in der DDR nicht zu lesen gab, kannte sie besser als die Westdeutschen, die die Ostdeutschen bemitleideten, weil sie sie nicht hatten lesen können. Während meine Lehrer:innen und die Eltern meiner Freundinnen sich einig zu sein schienen, wie schön das mit der Mauer sei, knallte Bettina abends nach den Nachrichten regelmäßig mit den Türen und führte wütende Selbstgespräche.

Meine Erinnerungen an diese Jahre gehen ineinander über – Mölln, Mauerfall, Hoyerswerda liegen ungeordnet und in falscher Chronologie nebeneinander. Ich war zu jung, um die Ereignisse dieser Jahre

zu verstehen. Aber ich erinnere sie als Zeit der Angst, nicht als Zeit der Freude.

»Man sitzt auf gepackten Koffern in diesem Land«, erklärte Bettina eines Abends kopfschüttelnd der *Tagesschau*-Sprecherin. Ich glaube, das war nach dem Pogrom im sächsischen Hoyerswerda 1991. Familien picknickten vor der Geflüchtetenunterkunft und sahen zu, wie Molotowcocktails flogen. Nach den Angriffen wurden die Geflüchteten in anderen Regionen untergebracht. Nazis nannten Hoyerswerda von nun an die erste »ausländerfreie« Zone Deutschlands, in Anlehnung an das nationalsozialistische Wort »judenfrei«. Das Pogrom wurde zum Vorbild der rechten Szene; es entstanden Netzwerke, die später bis in den NSU reichten.^[1]

Es gab unzählige Übergriffe und Anschläge von Nazis, nur wenige von ihnen gehören heute zum kollektiven Gedächtnis.^[2] Allein am Wochenende nach Hoyerswerda fanden über achtzig Übergriffe auf Geflüchtetenunterkünfte statt.^[3] Hoyerswerda sei das erste Pogrom der deutschen Nachkriegsgeschichte, so stand es damals in den Zeitungen. Recherchen des Historikers Harry Waibel zufolge zählte es jedoch zu einer Serie von Pogromen in der sächsischen Kleinstadt, die bereits in der DDR begonnen hatte.^[4]

Meine Mutter telefonierte nach den Nachrichten oft mit ihrem Vater. Ihre Stimmung veränderte sich, wenn sie mit ihm sprach, ich glaubte, sie teilten ein Geheimnis miteinander. Die Hoffnungen, die die antifaschistische Selbstsicht der DDR bei den (in vielen Fällen jüdischen) kommunistischen Remigrant:innen anfangs ausgelöst hatte, gehörten längst der Vergangenheit an. Aber wie alle zerstörten politischen Hoffnungen hatten sie eine tiefe, spürbare Resignation hinterlassen.

Ich habe keine Erinnerung an Freude über die Wiedervereinigung in meinem Elternhaus, aber das bedeutet nicht, dass meine Mutter sich ein weiteres Bestehen der DDR gewünscht hätte. Sie sympathisierte mit den Vertreter:innen des sogenannten »Dritten Wegs«, also der demokratischen Erneuerung der DDR. Für Bettina hatte – wie für viele andere – der endgültige Bruch mit der DDR durch die Ausbürgerung Wolf Biermanns im Jahr 1976 stattgefunden. Biermanns jüdischer Vater war in Auschwitz ermordet worden. Als hätten sich mein Großvater und meine Mutter miteinander abgestimmt, werden beide in ihren Stasi-Akten immer wieder mit demselben Satz über Biermanns Ausbürgerung zitiert: »Der antifaschistische Staat DDR handelt mit einer Nazi-Methode gegen das Kind eines ermordeten Juden.« Im Nationalsozialismus hatten viele Oppositionelle und Jüd:innen nach dem 1933 erlassenen »Gesetz über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft« ihre Staatsangehörigkeit verloren.

Bettina unterschrieb die von ihrem Vater mitverfasste Petition gegen Biermanns Ausbürgerung, sammelte Unterschriften, übergab Texte an westdeutsche Medien. Er fand es taktisch falsch, die vielen Unterschriften zu sammeln, und hatte bewusst darauf gesetzt, den Text nur mit etwa einem halben Dutzend weiterer Schriftsteller:innen zu unterzeichnen. Die Ereignisse überschlugen sich. Immer mehr Freund:innen und Bekannte wurden ausgebürgert, in den folgenden Jahren mehrere Dutzend, unter ihnen viele kritische Künstler:innen. Fremde Menschen klingelten an Bettinas Tür, fragten nach Unterstützung oder übergaben Informationen, die sie an westdeutsche Journalist:innen weiterreichte. Sie war schließlich die Tochter von Hermlin, eine Freundin von Havemann und Biermann, sie konnte doch etwas tun, dachten die Leute, und Bettina tat, was sie tun konnte. Die Staatssicherheit observierte

sie von nun an offen, ihre Mitarbeiter saßen vor ihrer Tür und kontrollierten Ausweise ihrer Besucher:innen, setzten sich neben, vor und hinter sie in den Hörsaal.

Im Herbst 1977 stellte meine Mutter für sich und meinen Bruder einen Ausreiseantrag, im Dezember wurden sie gemeinsam ausgebürgert. Fünf Jahre später war ich auf der Welt, und kurz bevor die Mauer fiel, verließen wir Berlin – deren Wegfall änderte also nicht viel an der Distanz zur Familie. Ein paar von Bettinas Sachen, mit denen sie aus der DDR ausgereist war, hatten die »Durchsicht« durch den Zoll überstanden; vom »guten Geschirr« aßen wir später nie, es war so viel davon zerstört worden, dass mit den Resten kein Tisch mehr gedeckt werden konnte, wenn Gäste kamen. Bettina behielt dennoch, was übrig geblieben war, und kaufte nie ein anderes »gutes Geschirr«.

Als die Mauer fiel, lebte meine Mutter bereits zwölf Jahre in der BRD, aber der Alltag fand noch immer im Vergleich zum Alltag in der DDR statt. An der westdeutschen Universität hatte man viele ihrer Studienleistungen aus der DDR nicht anerkannt, also musste sie noch einmal von vorne anfangen. Als Kind eines als OdF (Opfer des Faschismus) anerkannten Vaters hatte sie in der DDR ein zusätzliches Stipendium bekommen, im Westen hingegen musste sie neben dem Studium arbeiten; in der DDR hatte sich eine Tagesmutter um meinen Bruder gekümmert, der Kindergarten im Westen war nur für wenige Stunden geöffnet. Alles verkomplizierte und verzögerte sich. Als sie sich einmal Kommiliton:innen gegenüber darüber beschwerte, erwiderten die, sie solle zurück in den Osten gehen, wenn es ihr im Westen nicht passe.

Vieles blieb meiner Mutter fremd. Helmut Kohl wurde 1987 ein drittes Mal Kanzler. Kurz zuvor hatte er behauptet, in der DDR existierten Konzentrationslager. Der westdeutsche Geschichtsrevisionismus dichtete den Bürger:innen der DDR kollektiv eine Opferrolle an, vor der meine Mutter sich stärker ekelte als vor den Spinnen in der Waschküche. Manchmal wurde sie suggestiv gefragt, was ihre Ausbürgerung mit der Erfahrung ihres Vaters und ihrer Schwester zu tun habe. »Nichts«, antwortete sie dann knapp. Sie ahnte hinter solchen Fragen den Versuch der Gleichsetzung ihrer Erfahrungen. Lieber sprach sie gar nicht über sich, als solchen Versuchen Material zu liefern.

So kam es, dass meine Mutter mit der Zeit verstummte. Die Erzählungen ehemaliger Freund:innen in der Öffentlichkeit, die sich mit den Jahren immer weniger daran erinnern konnten, in der SED gewesen zu sein, und politisch immer konservativer wurden, vollendeten diesen Prozess. Hatte Bettina manchmal noch über ihre Erfahrungen gesprochen, als ich ein Kind war, so sagte sie in den Gesprächen, die ich als Jugendliche mithörte, nur noch, sie sei aus der DDR in die BRD »umgezogen«. Dabei beließ sie es.

Erst Jahre nach dem Mauerfall erfuhr ich, dass sie Anfang 1990 eines Abends auf dem samtbezogenen Sofa im Wohnzimmer von Ninas Eltern gesessen hatte, als sich mit einem Mal eine Art Vorhang vor ihrem inneren Auge geöffnet habe: Plötzlich habe sie sich gefragt, ob ... nein: Plötzlich sei sie sich sicher gewesen, dass ihre Mutter ihr IM gewesen sei. In ihrer Erinnerung fand dieser Abend kurz nach dem 18. März 1990 statt. Die konservative Allianz für Deutschland gewann die erste und letzte freie Wahl der DDR mit rund 48 Prozent der Stimmen bei einer Wahlbeteiligung von 93 Prozent. Die DDR war abgewählt, und meine Mutter saß fassungslos vor den Nachrichten, die alle Hoffnungen auf einen demokratischen Sozialismus beendeten. Wer weiß, ob das Gedächtnis meiner Mutter sich besser an Chronologien hält als meines. Jedenfalls begann sie, ihre – und damit unsere – Geschichte ungefähr in dem Moment neu zu

denken, in dem ihr Herkunftsland aufhörte zu existieren. Der veränderte gesellschaftliche Rahmen ließ offenbar neue Erinnerungen zu.

Vielleicht hat dieser veränderte Rahmen aber auch die Chronologie der Ereignisse im Nachhinein verändert. Das geschah ja auch kollektiv: Im Nachhinein wird der rechte Terror der 90er-Jahre mit der durch die Wiedervereinigung verursachten Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit im Osten erklärt. Die Angriffe von Nazis begannen aber, *bevor* irgendjemand arbeitslos wurde. Bis zum Ende der DDR hatte die Staatssicherheit dafür gesorgt, dass Nazis unsichtbar blieben – 1989/90 tauchten sie deshalb wie aus dem Nichts auf. Nazis hatten nicht ins Selbstbild des sozialistischen Staates gepasst, ihre Existenz war stets unter den Teppich gekehrt worden. Zeitungen hatten in der DDR nur in Ausnahmefällen berichtet, wenn irgendwo ein jüdischer Friedhof geschändet worden war. Rechtsextremismus wurde als »Rowdytum« verharmlost.

Westdeutsche Nazis begriffen den politischen Umbruch nach dem 9. November 1989 sofort als Chance. Die NPD warb auf den Montagsdemonstrationen mit Flyern für sich, im Januar 1990 beschlossen westdeutsche Kader den »Arbeitsplan Ost«, der einen strukturierten Aufbau neonazistischer Gruppen im Osten und Angriffe auf Migrant:innen vorsah.^[5] Der organisierte westdeutsche Rechtsextremismus traf in den ostdeutschen Bundesländern auf viele Menschen, die bereit waren, mitzumachen. Weil in der DDR Umtriebe von Nazis vertuscht worden waren, die Rechten sich seit dem Mauerfall aber selbstbewusst in der Öffentlichkeit präsentierten und westdeutsche Nazis regelmäßig im Osten auftraten, denken viele Menschen im Osten bis heute, die Nazis seien erst nach der Wende aus dem Westen in den Osten gekommen.

Nach den Nachrichten fragte ich meine Mutter manchmal nach den Nazis. In ihrer Angewohnheit, mit Literatur auf Politik zu antworten, las sie mir Ida Vos' Kinderroman *Wer nicht weg ist, wird gesehen* vor. Ida Vos hat als Kind den Nationalsozialismus im Versteck überlebt, getrennt von ihren Eltern. Der autobiografische Roman erzählt von ihren Erfahrungen und durch sie vom Nationalsozialismus. »Ich finde es richtig, Menschen, die in Freiheit leben dürfen, etwas von der Angst fühlen zu lassen, die verfolgte Kinder aushalten müssen«, schreibt die Autorin in der Einleitung des Buchs. Auch in den brennenden Häusern der 90er-Jahre waren Kinder. Auch in der Gegenwart gab es Kinder, die vor Nazis Angst hatten.

Nach der Wiedervereinigung entstand in Windeseile ein neues Kollektiv mit neuen Erinnerungen: Aus den ehemaligen Bürger:innen der DDR wurden »Ostdeutsche«, deren Erinnerungen von Freiheitskämpfen, friedlichen Demonstrationen, Arbeitslosigkeit und verlorenen Hoffnungen handelten. Der Westen überfiel die Ostdeutschen, zerstörte ihre Träume und Arbeitsplätze, erklärte ihre Kultur für ungültig und verwandelte die einst friedlichen Bürger:innen der DDR über Nacht in pöbelnde Jugendliche, die auszogen, um Türken zu jagen. Hätte die Ignoranz gegenüber Nazis nicht so grauenhafte Konsequenzen, könnte man fast darüber lachen, welche Gründe man damals für ihre Existenz fand: Arbeitslosigkeit, Identitätssuche, fehlende Bildung, fehlende Orientierung, fehlgeleitete Männlichkeit, Aggressionen und ein jugendliches Alter waren wohl die meistgenannten Gründe. Auch heute scheinen diese Gründe manchmal präserter als die Frage nach politischer Ideologie oder kulturellen Tradierungen aus dem Nationalsozialismus.

»Unter der Decke des Sozialismus ist der Nationalsozialismus konserviert worden, nicht unähnlich zu der Art, wie das in manchen Regionen und Milieus Westdeutschlands geschehen ist«, sagte meine Mutter unaufgeregt zu Hause, wenn sie mit Freund:innen sprach. Manchmal fügte sie hinzu: »Es stimmt alles, was über die DDR und die Staatssicherheit gesagt wird, aber es ist auch gleichzeitig

verdreht.« Man dürfe nicht vergessen, wie unterschiedlich die Gründe und Beteiligungsgrade waren. »In meiner Generation sind doch Kinder von Remigranten noch zur Stasi gegangen, weil sie was gegen Nazis machen wollten«, flüsterte sie, »weil sie Angst hatten, dass sie wieder an Macht gewinnen würden. Alles andere war zweitrangig ... Und haben sie damit etwa unrecht gehabt? Ich konnte diese Perspektive immer nachvollziehen, auch wenn sie nicht meine war.«

Lange hatten wir auf dem Teppich in Ninas Zimmer nebeneinander auf dem Bauch gelegen und Comics gelesen, Nina *Tim und Struppi*, ich Mickymaushefte. Wir hatten keinen Mucks gemacht. Ihr Vater wusste vielleicht nicht, dass wir hier waren, und dachte, wir seien noch im Garten.

Wir hörten Ninas Bruder Markus im Flur quengeln. »Lass das nach«, sagte der Vater zu ihm. Nina und ich schauten uns an, nahmen die Comics wieder hoch und lasen weiter, aber jetzt wurden sie lauter, sie stritten. Ninas Bruder fing an zu weinen. »Nein, nein, Papi, nein«, rief Markus, er flehte: »Bitte nicht, mein Papi, bitte nicht!«

Wir standen auf und schlichen zur Tür, sahen in den Flur. Der riesige Vater kniete mit dem Rücken zu uns auf dem Boden im Flur, er trug Jeans und ein kariertes Hemd und hielt den Kopf gebeugt. Markus lag auf seinem Schoß, seine Hose bis zu den Knöcheln heruntergezogen. Ich hatte das Klatschen vorher nicht gehört, ich weiß nicht, warum ich es vorher nicht gehört hatte.

Der Vater hielt Markus mit dem linken Arm fest, der rechte Arm holte aus, er hob ihn hoch über seinen Kopf, dann schlug er mit Kraft nach unten auf das Kind ein. Der Vater war ein freundlicher, stiller Mensch, meistens arbeitete er, ich kannte ihn nicht gut. Er ging joggen und machte viel Sport, sein Körper war riesig, schlank, seine Hemden trug er eng. Im Moment des Schlags brüllte Markus auf, er schrie »Nein!«, jedes Mal, »Nein!«, laut und verzweifelt, seine Stimme verdrehte sich in ein Gurgeln, als erstickte er an ihrem Klang. Der Arm hob sich hoch in die Luft wie ein Tier, bereit zum Angriff, immer und immer wieder, regelmäßig, rhythmisch, unbeirrbar – vielleicht eher eine Maschine als ein Tier.

»Bitte nicht, Papi, mein Papi!« Der Vater schlug und schlug und schlug immer weiter, Markus brüllte und weinte und wimmerte, er verschluckte sich, krächzte. In dem schönen Haus mit dem großen Garten und dem stets gefüllten Süßigkeitenschrank ging die Welt unter. »Mein Papi, bitte!« Der Rücken des Vaters, der Arm, der sich hob – ganz sicher kein Tier, sondern eine Maschine, die von irgendetwas in Gang gesetzt worden war und nicht aufgehalten werden konnte. Feuerrote Haut zwischen kariertem Kragen und Haaransatz.

Die Maschine keuchte. Die Füße des Kindes, die sich immer wieder gegen den Holzboden stemmten, Markus versuchte aufzustehen, aber dieses kleine, sechsjährige Kind hatte keine Chance gegen den Giganten, den es so liebte und der es festhielt und keine Gnade kannte.

Nina nahm mich am Arm und zog mich zur knarrenden Treppe, wir flohen. Was würde der Vater tun, wenn er uns sah, wenn er sich umdrehte, weil er uns hörte? Die erste Treppenstufe betrat ich vorsichtig, aber es war sinnlos zu versuchen, leise zu sein, das war unmöglich auf einer so alten Holzterrasse, also rannten wir. Doch der Vater drehte sich gar nicht um, ich hörte das Klatschen, Schreien, Winseln, nein, Papi, bitte nicht, und ich wusste, der Vater würde uns niemals hören, egal, wie laut wir waren, der Rausch, in dem er sich befand, war zu tief. Vielleicht würde er nie wieder aufhören mit den Hieben. Durch den Flur, die Haustür, ins Freie – selbst im Vorgarten konnte man die Schreie noch hören, wenn gerade kein Auto vorbeifuhr.